

Jüdische Text-Architekturen

Räume, Plätze und Architekturen des Jüdischen in der Literatur. Online-Anthologie

Edmund Edel, Berlin W. Ein Paar Kapitel von der Oberfläche

Datum	1906
Ort	West-Berlin
Quellenart	Text
Urheber_in	Edmund Edel
Rechtenachweis	Dieses Werk wurde als frei von bekannten urheberrechtlichen Einschränkungen identifiziert, einschließlich aller verwandten Schutzrechte.
Herunterladen	Quelle herunterladen
Quellenbeschreibung und Interpretation	Zwischen Konsumkultur und Intertextualität: Jüdische Identität in der Berliner Moderne um 1900 (Björn Weyand)

Quellenbeschreibung

1906 debütierte der in Berlin populäre Plakatkünstler und Karikaturist Edmund Edel (1863–1934) mit seiner Satire *Berlin W. Ein Paar Kapitel von der Oberfläche* als Schriftsteller. Das Buch beleuchtet die neue wohlhabende Gesellschaftsschicht, die sich um 1900 im Berliner Westen am Kurfürstendamm und seinen angrenzenden Vierteln niederließ. Es gibt keine durchgängige Handlung und keine Protagonisten, vielmehr entwerfen die neun Kapitel ein gesellschaftliches Panorama von karikaturhaften Typen. Diese werden auch in den zahlreichen von Edel angefertigten Zeichnungen dargestellt, die in den Text eingefügt sind. Im Zentrum stehen dabei das familiäre und das gesellschaftliche Leben, die von der neu aufkommenden Konsumkultur mit ihren Warenhäusern und Modeerscheinungen geprägt waren – jener neuen ‚Oberflächenkultur‘, die im Untertitel benannt wird. Edel präsentiert eine bürgerliche Schicht, die nur durch gelegentliche Hinweise und ein intertextuelles Spiel mit der Thora als jüdisch geprägte zu erkennen ist. Seine Satire stellt damit ein aufschlussreiches Dokument dar über großstädtisches jüdisches Leben um 1900 zwischen Tradition und Moderne, religiöser Identität und säkularer Alltagskultur. *Berlin W.* erschien in der Berliner Verlagsbuchhandlung Boll und Pickardt, zusätzlich zur regulären gebundenen Buchhandelsausgabe wurden auch fünfzig nummerierte, in Pergament gebundene und vom Autor gezeichnete Exemplare angeboten. Das Buch hat einen Umfang von 160 Seiten im Oktavformat. Die einzelnen Kapitel heißen: Die Familie, Die Ehe, Der Jour, Die Zeit der jungen Liebe, Kunst und Künstler, Im Zoo, Auf Reisen, Wenn sie abends ausgehen, U. A. w. g.

[Weiterlesen >](#)

Transkript

|3 : 3|

Vor fünfundzwanzig Jahren gab es noch kein Berlin W. Vor fünfundzwanzig Jahren wohnte man noch in der Oranienburgerstraße oder in der Kraußnickstraße oder man hatte ein Haus in der Friedrichstraße. In der „Großen“ Friedrichstraße, wie man das Stück vom Schiffbauerdamm bis zum Oranienburger Tor nannte. Papa hatte damals vielleicht noch einen „Laden“, und Mama´s Hüte wurden in der Annenstraße bei einer kleinen Putzmacherin nach ihren Angaben gefertigt. Und Das Höchste der Gefühle war ein Umhang von Gerson, der sechs bis acht Saisons reichen mußte, jedes Jahr geschmackvoll modernisiert. Zu den Bällen, Hochzeiten und „Kränzchen“ (Oh schöne Zeit der Vereinskränzchen!) reichte das weiße Atlashochzeitskleid, das mit äußerstem Geschick bis zur Einsegnung des „Ältesten“ alle Phasen der jedesmaligen Mode durchmachte. Die Töchter gingen in die „Höhere Töcherschule“ am Hausvogtei-Platz, machten entzückende Handarbeiten, die viel Geduld erforderten und ebensowenig Zweck hatten, liefen im Winter auf der Rousseau-Insel Schlittschuh und betrieben als einzigen Sommersport Kremser-Landpartien nach Pankow und Charlottenburg – man denke bis nach Charlottenburg – und wenn es hoch kam bis nach Schildhorn.

Und wenn abends bei heruntergelassenem Schutzleder aus den trübe brennenden Lampions die Kerzen „driipten“ und Trudchen den Arm des Herrn Meyer um ihre Taille fühlte, die armen Kremserpferde mühevoll das Gefährt durch den märkischen Sand schleppten, war das Sportbedürfnis unserer damaligen Berliner jungen

|4 : 4|

Damen auf das weitgehendste befriedigt, und die Handarbeiten setzten ihr nutzloses Dasein am andern Tage mit erneuten Kräften fort.

Die Herren Söhne aber waren tüchtige Jungens.

Zwar hatten ihre Fräcke keine besonderen, hervorragenden Eigenschaften, und es war eine Tradition, den Hochzeitsschnipel des Herrn Vaters beim Abiturium verkürzt und gewendet zu tragen, dieses Bekleidungsstück durch die Studienzeit bis zum Staatsexamen zu balancieren und erst bei der Verlobung an die Herstellung eines neuen Fracks zu gehen. Auch wurden die Stiefel noch derbe und solide hergestellt, und der äußere Mensch hatte im allgemeinen noch keinen zu überwältigenden Eindruck zu verzeichnen; aber man studierte fleißig, ging ebenso fleißig und bedacht ins Geschäft und an die Börse und die individuellen Talente wuchsen noch nicht wie die Pilze aus dem Moorboden. Als einziges vollwertes Talent wurde noch Musik angesehen, das die Familie durch abendliche Unterhaltung zerstreuen konnte, und nicht unbedingt die sonstige Tätigkeit zu sehr in Anspruch nahm. Und Dichter erzeugte die Familie nur zum Hausgebrauch, für grüne, silberne und goldene Hochzeiten, nicht zum Herausgeben von unverständlichen, aber gedruckten Büchern ohne Käufer und mit Buchschmuck.

Natürlich bummelten die Söhne auch schon, wie Söhne zu allen Zeiten gebummelt haben, aber man hatte wenigstens am Tage etwas getan und nicht nur bloß Tennis gespielt. Man bummelte abends bei Puhmann und Vauxhall, gröhlte die Gassenhauer in Moores Academy

[5 : 5]

of Musik, radaute in Olbrichs Reichsadler und traf sich bei Kroll zu den Bals parés. Und die Champagnerflaschen hatten noch kein Zollband um ihren Bauch geschlungen und noch keinen Zettel: „In Deutschland auf Flaschen gefüllt“. Man trank noch französischen Sekt, aber auch dafür um so seltener.

Papa war den ganzen Tag über im „Laden“, im „Geschäft“ oder an der Börse. Abends gingen sie selten aus, Sonntags vielleicht nachmittags in eines der damals neuen Wiener Cafés, dann durch die Linden, um die Bekannten zu grüßen, und abends trank man ein „Echtes“, ein echtes Münchner Bier für 30 Pfg., eine unerhörte Preisforderung, die sich nur die Besser-

bemittelten leisten konnten. Mama aß ein Filet mit Champignons, das einzige, was bei dem langen Studium der Speisekarte wieder und immer wieder von ihr verlangt wurde. Die „Kinder“ teilten sich in eine Portion italienischen Salat, und Papa probierte irgend etwas, was man ihm zu Hause nicht kochte.

Die Romane aus der „Romanbibliothek“ und „Mein Leopold“, das Volksstück, bildeten die geistige Nahrung. Zum Opernhaus und Schauspielhaus hatten sie billigere Abonnementsbillets, und höchstens die Patti oder die Lucca lösten einen intensiveren künstlerischen Pulsschlag aus. Donnerstags aber gingen sie zu Bilse ins Konzerthaus. Die älteren Damen strickten Strümpfe, die jüngeren ließen ausnahmsweise ihre Handarbeiten zu Hause, um besser kokettieren zu können, und zwischen dem „Erwachen des Löwen“ und der Liszt'schen Rapsodie wurden die Auftakte mancher Ehe geboren.

|6 : 6|

Papa aber ging alle Winter einmal mit Mama zu Bendix dem Urkomischen ins Americain und Trudchens innigster Wunsch war, nach der Hochzeitsreise die harmlosen Eindeutigkeiten dieses letzten Bardens des Berliner Schusterjungen-Witzes als „junge Frau“, die alles verstehen und nichts mißzuverstehen braucht, anhören zu dürfen.

Berlin W. war noch nicht erfunden.

Da eines Tages war es da. Es war da, wie eine Seifenblase, die schillernd, gleißend, lüstern aus dem biedereren, weißen, gediegenen Seifenschaum sich aufbläht. Tausende, abertausende zuckende Farben spielen in den Lüften und bilden die Kugel und tanzen den feurigen Tanz des gleißenden Scheines.

Berlin W. Draußen, wo die Protzenburgen des Geldes den Kurfürstendamm säumen, wo die „Jugendstil“-Architekturen des „Bayerischen Viertels“ sich in maßlosen Geschmacksverirrungen gefallen, da draußen, wo das Geld rollt, die Dienstmädchen weisse Häubchen tragen und die „Herren“ Portiers auf hochherrschaftliche

Ordnung halten, und wo Berlin eigentlich Charlottenburg, Schöneberg oder Wilmersdorf ist, da draußen liegt Berlin W.

Da draußen wohnt „man“. Man hat acht bis zwölf Zimmer, man hat einen Fahrstuhl und ein amtliches Zeugnis, daß man denselben selbst bedienen darf, wofür man fünf Reichsmark bezahlt und das unsichere Gefühl hat, von Zeit zu Zeit stecken zu bleiben. Man hat warmes und kaltes Wasser zu seiner Verfügung, einen eingebauten Vakuumreiniger-Motor im Hause, und

[7 : 7]

die Dienerschaft braucht nicht mehr wie früher die Lampen zu putzen, die Glühstrümpfe zu zerschlagen und die Oefen zu heizen. Man hat zur Erledigung der unbedingt notwendigen Leibesfunktionen zwei bis drei stille, aber dekorativ ausgestattete Räume, man hat eine „Diele“, die je nach dem Geschmacke und den Sommerreisen des Inhabers in orientalischen, friesischen oder „Markiewicz“-Geschmack eingerichtet ist. Wenn man in seiner Familie Mitglieder mit höherem Fluge hat, so ist diese Diele im Biedermeier-Stil weiß lackiert mit Darmstädter Korbmöbeln. Im übrigen ist die Wohnung stilvoll eingerichtet. Wenn man vor der Gründung der endgültig letzten Kunstrichtung geheiratet hat, schwanken die Formen der Möbel zwischen „Jugend“ und „Pfaff“, ist man jedoch in den letzten fünf Jahren in den heiligen Ehestand getreten, biegen sich die Büffets und die Bibliotheken, die Salonarrangements und die Ehebetten in den geistvollen Wellenlinien van de Veldes oder der Dresdener und Münchener Kunstwerkstätten. Im Herrenzimmer hat man Klubsessel zu seiner eigenen Bequemlichkeit, und weil irgendwo ein Plätzchen sein muß, wo man sitzen kann, und auf den vielen Etageren und Tischchen stehen französische Bronzen, Kopenhagener Porzellan, echte Meißner, die alle einen wirklichen Provenienzstempel auf der Rückseite haben und die gewöhnlich keine Hochzeitsgeschenke sind. Im Salon hängen in prachtvollen Goldrahmen richtige Oelgemälde, die man entweder bei Lepke auf der Auktion, bei Cassierer oder in Italien auf der Reise erstanden, oder die die gnädige Frau vor ihrer Verheiratung „selbst“ gemalt hat,

|8 : 8|

und im Kinderzimmer hängen in weißen Leisten englisch-holländische Lithographien. Auf dem Arbeitstisch liegen Bücher und Zeitschriften, wie zufällig vergessen, sorgsam aufgeschnitten, und verraten die literarischen Neigungen der Bewohner: „Neue Rundschau“, Maeterlinck, Skandinavien und Oskar Wilde und etwas derbdeutsche Erotik mit französischem Einschlag. Und das Telephon steht im schmucken, schwarzen Kästchen mit Nickelhörapparat neben dem elektrischen Cigarrenanzünder, neben der elektrischen Stehlampe mit roten und grünen irisierenden Gläsern und neben der Schreibmappe mit den englischen Silberbeschlägen. In der Bibliothek schlummern das Konversationslexikon, Nietzsche, Heines sämtliche Werke und die von der „Gnädigen“ in den letzten Heringsdorfer-Saisons gelesenen „Engelhörner“.

Umrisszeichnung eines pausbäckigen Mannes mit Zigarre

Papa hat keinen „Laden“ mehr,
 Papa hat ein „Warenhaus“, ist Aufsichtsrat in einer A.G. oder G.m.b.H.,
 hat „terrains“, ist Rechtsanwalt mit dem Titel Justizrat und mit einem Associé,
 ist Spezialist für Frauen-, Darm-, Gehör- oder andere Krankheiten mit einer Privatklinik für notwendige, aber teure Operationen und einer Poliklinik für die Unbemittelten und für den zukünftigen „Professor“.
 oder Papa ist sogar Dozent, Privatdozent, was allerdings bereits zu den Luxus-Papas gerechnet wird.
 Papa hat seinen Klub, Papa geht nach Hoppegarten, nach Karlshorst und abends hat Papa Sitzungen – Sitzungen, die im Winter im Smoking und Frack ab-

|9 : 9|

gehalten werden und gegen Morgen unerwartete Ueberraschungen bringen. Papa trägt weder einen Trauring noch sonst ein Zeichen seiner ehelichen Zugehörigkeit und ist Kavalier bis zu einem gewissen Grade, wenn es nicht zu große Veränderungen seines Temperamentes, seiner Gewohnheiten und seines Portemonnaies erfordert. Papa ist sogar Kavalier gegen seine eigene Frau, der

er – vor allem Sonntags – ein paar Rosen, einen unter der Hand gekauften Brillantring oder eine kleine Elfenbeinschnitzerei für

Umrisszeichnung einer Dame mit Brille

den Salon mitbringt. Im übrigen hat Papa seine Freiheiten, wie sein eigenes Schlafzimmer, schweigt bei den sanften Ermahnungen der ehelichen Hälfte und zerschmettert nur im äußersten Falle der Gereiztheit einen Teller oder ein Stuhlbein.

Mama ist „chic“. Mama versteht sich anzuziehen und in Ostende oder Monte Carlo haben richtige Pariser ihr das Kompliment gemacht, daß man ihr beinahe die Berlinerin nicht angesehen hätte. Mamas Tailor made kostet 350 Mark, und die Dinerroben und Balltoiletten einer Saison repräsentieren ein preussisches Richtergehalt. Mamas Stiefelchen zeigen den entwickelten Geschmack des Raffinements und ihre Finger schmücken Ringe mit ausgesuchten Steinen und von ausgesuchten Kompositionen.

Mama ist „chic“. Mama ist auch noch chic, wenn die Töchter bereits aus der Tanzstunde sind und anfangen selbst Mama zu werden. Mama trägt aber dann

|10 : 10|

etwas mattere Farben in ihren Toiletten und keine weiße Boa mehr. Mamas Chic wird seriös.

Mama ist äußerst gebildet, Mama ist intellektuell, unverstanden von ihrem Mann, unverstanden von der „Gesellschaft“, verstanden von „Ihm“. Mama hat Prinzipien und leidet unter ihrer guten Erziehung im Elternhause am Monbijouplatz, eine Erziehung, die ihr die Entfaltung ihrer Leidenschaften nicht gestattet. Ihr Unverstandensein löst sich aus in platonischen Seufzern, in philharmonischen Konzerten, literarischen Vorlesungen und Vorstandsarbeiten eines Säuglingsheims. Mama schwärmt für die neuesten Vorstellungen des Intimen Theaters und zwingt Papa mit ihr die Premieren zu besuchen. Mama ist streng mit den Dienstboten, ge-

fürchtet und geliebt im Vermietungscomptoir bei der „Heuer“, läßt die Speisekammer offen und gibt besonderes Abendbrotgeld.

Die Töchter spielen Tennis. Wenn sie zwischen zwölf und vierzehn Jahre alt sind, fängt ihnen ihre Bestimmung an einzuleuchten, und sie benutzen die jungen Männer bereits zu Spielbällen ihres Rackets. Mit sechszehn Jahren bereiten sie sich auf eine Liaison vor und sind sozial tätig. Die Töchter hören Vorlesungen über Geburtshilfe und den Ursprung der Geschlechter. Sie lesen Nietzsche und Bölsche und verdauen den Simplizissimus und die Sezession. Haben sie kein Talent zu ausübenden Künsten, was eine äußerst seltene Erscheinung ist, so kochen sie einmal in der Woche im Heim für gefallene Mädchen oder helfen in einer Wochensube des Nordens die Windeln waschen.

|11 : 11|

Die Meisten aber studieren. Sie

Umrisszeichnung einer Frau mit Hut, einem Koffer und einer Leinwand in den Händen

studieren Malerei in einer der Malerschulen der Modeimpressionisten, sie malen Fleisch wie Corinth, Bäume wie Leistikow, Porträts wie Slevogt und pointillieren wie Curt Hermann und Paul Baum. Wenn sie weniger Talent haben, radieren sie und ruinieren die Solenhofener Steine mit ihrem „Originallithographien“ und diskreditieren die Flächenkunst. Sie studieren Malerei und Innenkunst und schmücken ihr jungfräuliches Gemach mit Aktstudien ohne Badehose, wie ein richtiger Kunstmaler.

Wenn eine Tochter nicht hübsch ist, studiert sie Medizin oder Philosophie und hält Vorträge im Lyceumklub über Kunst und über die Selbständigkeit der Frau und verteidigt das „uneheliche Kind und seine Existenzberechtigung“.

Die Töchter tragen kein Korsett. Ihre Figur ist

schlank, vollbusig, und ihr Gang wiegt sich in rhythmischen Takten. Das rechte Handgelenk und der rechte Unterarm sind durch das Tennisspiel stark und fest geworden, und ihre Muskeln versprechen dem zukünftigen Gatten kräftige Umarmungen. Sie verstehen den ihnen von der Natur mitgegebenen Reizen durch enge pralle Röcke das nötige Relief zu geben, und mancher Bewerber übersieht auf der Suche nach „Formen“ die nicht immer klassisch schönen Züge des Antlitzes.

|12 : 12|

Umrisszeichnung einer Frau mit Regenschirm

Die Töchter sind bereits „informiert“. Sie wissen „Alles“, lächeln über die Ammenmärchen ihrer Großeltern, über Störche, über Onkels Ermahnungen und sind vollständig „modern“. Sie sprechen über das französische Zweikindersystem und wissen bereits lange, bevor sie durch das Standesamt autorisiert sind, wie man am besten dieses System verwirklichen kann, und erreichen trotz aller Fährnisse den Hafen der Ehe heil, wie ihre Mütter, Großmütter und Urahnen.

Die Töchter wandeln im Sommer am Strande von Heringsdorf, Norderney, auf den Bergpromenaden von St. Moritz

Umrisszeichnung einer Frau mit Handtasche

und der Wengern-Alp und in der Lästerallee des Zoo und tanzen im Winter auf den Hausbällen des Kurfürstendamms, der Augsburgstrasse, des Viktoria Luise-Platzes und auf den Wohltätigkeitsfesten in der Philharmonie.

Die Töchter sind bemitgiftet von hundert Mille aufwärts und abwärts, ihre Lebensansprüche richten sich nach dem Kapital und stehen im umgekehrten Verhältnis zu den Zinsen desselben.

Die Töchter werden gewöhnlich gute Mütter mit Amme (Spreewälder-kostüm), Hausmädchen, Köchin und „Fräulein“.

[13 : 13]

Die Söhne sind gut angezogen. Sehr viele Söhne sind „Söhne ihres Vaters“. Der „Sohn seines Vaters“ studiert gewöhnlich Jura oder Archäologie oder sonst ein teures Studium. Er schiebt das Examen von einer Rennsaison auf die andere und erreicht bedeutende Kenntnisse im Poker, Automobilen, Karlshorst und dem Unterscheiden der verschiedenen Sektmarken von Henckell trocken bis Irroy goût americain. Der Sohn hat sein Abiturium zur richtigen Zeit erledigt, obgleich Tennis und Radpartien und die Flirts im Zoo und in der Tauentzienstraße ihm bei mancher Schularbeit unangenehme Störungen verursachten, aber Herr Doktor Müller, der Hauslehrer, hat mitgeholfen mit seinen Kenntnissen, seiner Ausdauer und seinen guten Beziehungen zum Französischen- oder zum Wilhelms-Gymnasium. Der Sohn kennt bereits mit zwölf Jahren sämtliche Kühler sämtlicher Automobilfabriken und kann mit fünfzehn Jahren ein Auto lenken, wie ein alter Chauffeur. Der Sohn ist technisch begabt oder literarisch oder künstlerisch. Kaufmännisch nur, wenn bereits die anderen Söhne studieren und man nicht nur lauter berühmte Professoren, Ingenieure und Baumeister in der Familie haben will und zur Abwechslung ein Bankdirektor oder Großindustrieller auch eine gute Figur machen kann. Viele Söhne werden auch immer noch Rechtsanwälte. Rechtsanwalt ist immer noch in gutem Kurs in der Familie und schließlich hat diese genügend Prozesse, Ehescheidungen und Erbschaftsregulierungen im Laufe des Jahres daß der Rechtsanwalt darauf eine anständige Praxis gründen kann. Aerzte sind nicht so gesucht. Ein ge-

[14 : 14]

wöhnlicher Wald- und Wiesenarzt ist langweilig und stört die Nachtruhe der jungen Frau. Und die Gründung

eines Sanatoriums ist immerhin kostspielig und bei der großen Konkurrenz äußert gewagt.

Sehr vornehm und ehrend für die Familie ist es, wenn der Sohn mehrere Jahre im Ausland gewesen ist in England und Amerika, wenn er Techniker oder Architekt ist und mit glattrasiertem Gesicht und verstümmeltem Deutschtum nach Berlin zurückkehrt. In diesem Falle ruft er nicht mehr durchs Telephon: „Wer dort?“ sondern kurz: „Hallo!“

Ist der Sohn Literat, Künstler oder Gentleman-bohémien – eine neue aber äußerst

Umrisszeichnung eines Mannes mit Hut und Gehstock

aristokratische Spezies der Familien – und sammelt er Exlibris, Plakate, Originalzeichnungen der Simplizissimus- und Jugend-Leute, dann verschwindet er auf ein paar Jahre nach Paris, Rom, Madrid und Japan. Nach seiner Rückkehr verkehrt er nur noch im Café des Westens mit den Jüngern der Kunst, die zwar nicht aus Berlin und auch nicht aus den „Familien“ sind, aber manchmal von den Erzeugnissen ihres Talentes leben. Im Café bewundert der Sohn alle Tages- und Nachtberühmtheiten und erzählt zu Hause im herablassenden Ton von seinem Freund dem Maler X von der Sezession oder dem Dichter Y, dessen Stück bei Reinhardt aufgeführt ist.

[15 : 15]

Umrisszeichnung eines Mannes in Frack mit Blumen

Die Söhne sind „gut angezogen“. Sie halten auf Bügelfalte, gute Stiefel und dezente Unterwäsche, und ihre Manschetten rollen bei den Bewegungen der Arme nicht tief auf die Hände, sondern sind angewachsen am Hemde. Die Söhne tragen bereits in der Prima einen tadellosen Smoking, zum Abiturium einen noch tadelloseren Frack und nennen dieses

Möbel von da ab evening dress, das in der Saison zweimal erneuert wird. Sie verfügen über ein Lager von Krawatten, von farbigen Westen und von Zigarettentaschen und haben für jede Witterung einen speziellen Ueberrock, für jeden Sport ein besonderes Dress.

Umrisszeichnung eines Mannes mit Zylinder und Gehstock

Sie werden zu einer grauen Weste nicht ein helleres Sacco und dunkle Hosen tragen, sondern wissen genau den Einklang der Krawatte, der Weste, selbst der Westenknöpfe zu treffen. Die Söhne sind Kavaliere. Mehr Kavaliere wie die Väter und sind geschätzt und bewertet von den Damen der Arkardia, geliebt von den Damen des Hausvogtei-Platz und geachtet von den Damen derjenigen Bühnen, deren Bretter nicht die ganze Welt bedeuten. Die Söhne sind, wie die Väter, Mitglieder der Klubs und tragen auf den Riemen und den Futteralen der Renngläser die Klubabzeichen montiert, in Wannsee oder auf Helgoland die blaue Mütze mit dem K.Y.C., auf dem Auto diejenige mit dem K.A.C.

[16 : 16]

Die Söhne schwören bei einem

Umrisszeichnung eines Mannes mit Monokel und verschränkten Armen

anderen Gott wie die Väter und Mütter, und haben häufig die Hoffnung Reserve-Offizier in der Kavallerie zu werden. Die Söhne dienen bei einem Dragoner-Regiment und machen ihre Uebungen beim Train. Die Söhne heiraten sehr spät oder sehr früh, was ganz von ihrer Praxis oder der Konjunktur des Papas abhängt. Ueber ihre zukünftige Frau machen sie sich keine zu großen Illusionen und sind zufrieden, wenn die Mitgiftrente den Haushalt und die kleinen Nebenausgaben deckt.

Großpapa und Großmama sind reich oder sehr wohlhabend, halten auf Tradition, gehen seit dreißig Jahren nach Marienbad und zur Nachkur in die Schweiz schenken jedem Enkel zum Geburtstag 100 Mk. in die Sparkasse, haben die Enkeltöchter in eine Mitgiftversicherung eingekauft und schütteln den Kopf über die Sportbedürfnisse ihrer Kinder und Enkel. Großpapa trinkt noch Rotwein und hat kein Verständnis für den Sekt und die Importen seiner männlichen Familie und findet das Parfüm seiner Schwiegertöchter abscheulich.

Großpapa und Großmama halten auf Tradition und Familienzusammenschluß. Sonntag mittags oder Freitag abends essen sämtliche Angehörigen bei den Großeltern, und Großpapa macht von Zeit zu Zeit den

[17 : 17]

Scherz, daß sich schließlich alle nach den Fleischtöpfen Aegyptens sehnen. Sonntag abends spielt Großpapa seinen Halben-Pfenning-Skat mit seinen Söhnen und Schwiegersöhnen, die weiblichen Familienmitglieder besprechen die Dienstmädchen, die Moden, die Skandale und stören ihre Männer beim Spiel, wenn sie Anwendungen von offiziellen Zärtlichkeitsgefühlen bekommen. Großpapa und Großmama versuchen die heutige Welt zu verstehen, begnügen sich aber damit, ihre Enkelchen zu verziehen und den Kindern Zuschüsse zur Miete, zum Haushalt und zur Sommerreise zu geben.

Die „Familie“ von Berlin W. Einst stand ihre Wiege in Hinterpommern, in Schlesien, in Gnesen oder Westpreußen, und der Stammbaum derer von Berlin W. wurzelte auf dem Arbeitsacker des kleinen Provinzmannes.

Jetzt hat Berlin W. seine „Familien“, seine „Geschlechter“ und seine „Geschichte“. Aus der nützlichen, ruhigen, gediegenen Arbeitsseife schäumte der schillernde, gleißende Schaum in die luftigen Höhen des tollenden Lebens.

Schlusssymbol

Empfohlene Zitation

Edmund Edel, Berlin W. Ein Paar Kapitel von der Oberfläche, veröffentlicht in: Jüdische Text-Architekturen, <<https://juedische-text-architekturen.online/quelle/jta:source-10>> [04.04.2025].